

1 Andrea Böhm: Was ist männlich?

Männer sind nicht von Natur aus kriegerisch. Aber gekränkte Männlichkeit kann ein Kriegsgrund sein.

Am 1. Mai 2003 – Saddam Husseins Standbild war gerade auf Bagdads Platz der Freiheit vom Sockel gestürzt worden – verkündete George W. Bush das „Ende der Kampfhandlungen“ im Irak. Der Präsident hatte sich zu diesem Anlass in einem Kampfflugzeug auf den Flugzeugträger USS Abraham Lincoln fliegen lassen und war in der Montur eines Bomberpiloten am Medientross vorbeigelaufen. Diese Inszenierung war, wie sich erweisen sollte, sorgfältiger geplant als der ganze Krieg im Irak. Sorgfältig bis in jene Details, die jeder erkennen, doch kaum jemand benennen mochte: Die Fallschirmgurte über dem Pilotenoverall waren so gespannt, dass sich zwischen den präsidialen Beinen eine beeindruckende Wölbung abzeichnete. „Ich kann nicht beweisen, dass sie ihm da noch was reingestopft haben“, schrieb Richard Goldstein in der New Yorker Village Voice. „Aber die PR-Abteilung im Weißen Haus hat sich genau überlegt, wie das auf dem Bildschirm aussieht.“

Showing some balls, die Eier zeigen, bedeutet im Amerikanischen: Mut und Rückgrat beweisen. Jeder Politiker begehrt dieses Kompliment und fürchtet dessen Negation. He's got no balls ist ein verheerendes Urteil – gerade in Zeiten des Krieges. George Bush hatte es für nötig gehalten, das Metaphorische wörtlich zu nehmen und sein Gemächt für die Kameras herauszustellen.

Für viele Europäer passt dieser Auftritt perfekt in ihr Bild von Amerika als „Testosteron-Cowboy“. Das trägt zur Belustigung bei, aber nichts zum Verständnis einer politischen Dynamik, die kaum offen thematisiert wird und doch jede Gesellschaft prägt.

Wie Männer ihre Maskulinität wahrnehmen, hat die amerikanische Politologin Cynthia Enloe einmal geschrieben, spiele „in der internationalen Politik eine ebenso große Rolle wie der Fluss des Erdöls, der Waffenhandel oder die Diplomatie“. Das gilt für einzelne Politiker ebenso wie für ganze Gesellschaften – und es gilt heute mehr denn je. Noch nie in der Geschichte haben sich die Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen weltweit so rasant verändert wie in den letzten dreißig Jahren. Und noch nie war so offensichtlich, dass die immer wieder hinterfragte Männlichkeit ein politischer Faktor ist, der maßgeblich die Dauer eines Konflikts, die Stabilität einer Demokratie oder die Zukunft einer Nachkriegsgesellschaft beeinflussen kann. Ein Blick auf die Stationen des „Krieges gegen den Terrorismus“ zeigt das recht eindrucksvoll.

Fangen wir bei al-Qaida an. „Ich will nicht, dass schwangere Frauen oder andere unreine Personen mir ihre letzte Ehre erweisen. Keine Frau darf zu meiner Beerdigung oder an mein Grab kommen.“ Spätestens nach der Lektüre dieser Zeilen aus Mohammed Attas Nachlass an die Welt war deutlich, wie viel die massen- und selbstmörderische Stilisierung al-Qaidas zu einer Gemeinschaft „heiliger Krieger“ mit Maskulinität zu tun hat. Genauer gesagt: mit ihrer gefühlten Bedrohung.

Die marokkanische Soziologin Fatima Mernissi hat schon zu einer Zeit, als man in Deutschland mit „Fundamentalisten“ nur die Grünen meinte, darauf hingewiesen, dass in vielen muslimischen Ländern ein ebenso revolutionärer wie konfliktträchtiger Umbruch im Gang ist. Frauen erkämpften sich Plätze an den Universitäten und auf dem Arbeitsmarkt, begannen über ihr Geld und ihre zukünftigen Ehemänner selbst zu entscheiden. Sie betreten „verbotenes Territorium“. Es entwickelte sich ein arabischer Feminismus – und fast zeitgleich auch der

religiöse Fundamentalismus mit seiner Vielfalt an politischen Bühnen: für die Opposition gegen säkulare Despoten, für die Opfer des ökonomischen Niedergangs, für die Gekränkten angesichts der „Verwestlichung“ der Frauen – und schließlich eben für Kader selbst ernannter „heiliger Krieger“.

In der sozialwissenschaftlichen Literatur nennt man solche Männerbünde „heroisch“, was in diesem Fall beschreibend und nicht wertend gemeint ist. „Heroisch“ sind solche Gesellschaften oder Gemeinschaften, in denen Kriegerehre und bedingungslose Opferbereitschaft für eine „große Idee“ hohes Ansehen genießen. Die letzten „heroischen“ Gesellschaften auf europäischem Boden verschwanden 1945 mit dem Ende des Faschismus. Seither gelten westliche Gesellschaften als postheroisch – soll heißen: Kriegerum und Soldatenehre bringen keine Anerkennung; die Wehrpflicht, lange Zeit der Garant für Kriegs- und Opferbereitschaft der männlichen Bevölkerung, ist ein Auslaufmodell, militärische Macht basiert auf Waffentechnologie; Militäreinsätze stoßen in der Regel auf erheblichen innenpolitischen Widerspruch – vor allem dann, wenn mit eigenen Opfern zu rechnen ist. Auch die USA zählt man zu den postheroischen Gesellschaften. Allerdings weisen sie mit ihren unzähligen medialen Heldenritualen eine Spielart auf, für die der Politologe Herfried Münkler den Begriff „Popheroismus“ geprägt hat.

Ebendiesen „Post- oder Popheroismus“ interpretiert ein Osama bin Laden als entscheidende Schwäche des Westens und dessen Vormacht Amerika. „Amerikaner lieben das Leben, unsere Krieger lieben den Tod“ – diese Parole gehört zum Propagandarepertoire militanter Islamisten, seit die USA nach dem Tod von 18 amerikanischen Soldaten in Mogadischu 1994 Hals über Kopf aus Somalia abgezogen waren.

Betrachtet man die Reaktionen in der amerikanischen Öffentlichkeit auf die Al-Qaida-Anschläge vom 11. September 2001, dann hatte diese Propaganda einen Nerv getroffen. Konservative Medien interpretierten die amerikanische Reaktion auf den Angriff ganz ausdrücklich in geschlechtlichen Kategorien: „Alle Helden der New Yorker Feuerwehr, die am 11. September starben, waren Männer.“ – „Amerika hat seine Krieger wieder ins Herz geschlossen.“ – „Dies ist die Stunde der echten Kerle.“ So lauteten Schlagzeilen und Kommentare – nicht nur aus der Feder von Männern. „Die neue Liebe für Feuerwehrleute, Polizisten und Soldaten seit 9/11“, konstatierte die Publizistin Charlotte Hays auf einem Frauen-Forum des American Enterprise Institute, „stellt endlich das normale Geschlechterverhältnis zwischen Frauen und Männern wieder her.“

Bei allem Hass und aller Wut auf die Attentäter vernahm man in der rechtskonservativen Öffentlichkeit auch verhohlene Bewunderung für die Todesverachtung der Terroristen. Mohammed Atta und Co. mochten »Wüstennigger« gewesen sein, wie es manche Blogger oder Radiomoderatoren formulierten. Aber: They showed some balls.

Die Terroranschläge sind nach dieser Lesart also nicht nur ein monströses Verbrechen, sondern auch ein Weckruf: Im „Krieg gegen das Böse“, konfrontiert mit einem todesverachtenden Feind, muss die „Entmännlichung“ im eigenen Land gestoppt werden.

Im amerikanischen Alltag nimmt dieser Appell eher tragikomische als heroische Formen an. Zum Beispiel, wenn Mitglieder der christlichen Rechten vor Filmleinwänden beten, auf denen abwechselnd die einstürzenden Türme des World Trade Center und küssende Schwulenpärchen auftauchen.

125 Wenn die islamistische Propaganda gegen die „verweiblichte“
Supermacht USA also einen Nerv in der amerikanischen Ge-
sellschaft getroffen hat, dann bleibt zu fragen, ob das auch
die Kriegsführung der USA beeinflusst hat. Ja, meint Thomas
Friedman, Amerikas Doyen unter den außenpolitischen Kom-
130 mentatoren. Den Irak per Militärintervention in eine demo-
kratisierte, marktliberale Kernzelle der arabischen Region ver-
wandeln zu können sei Hauptmotiv für diesen Krieg gewesen.
Aber dahinter verbarg sich, so Friedman, ein zweites. „Unter
radikalen Muslimen hatte sich der Glaube breit gemacht, dass
135 sich das Machtgefälle zwischen der arabischen Welt und dem
Westen durch Selbstmordattentate ausgleichen lässt, weil wir
verweicht sind und ihre Leute bereit zu sterben“, schrieb
Friedman im Juni 2003 in der New York Times. „Diese Blase
konnte man nur zerstechen, indem amerikanische Soldaten ins
140 Herz dieser Welt vordrangen, von Haus zu Haus, und klarmachen,
dass wir bereit sind, zu töten und zu sterben.“
Diese Reaktion auf die Provokation eines Märtyrerkults war,
wie man inzwischen weiß, katastrophal falsch. Die Gewalt-
spirale ist – auch aufgrund einer stümperhaften Nachkriegs-
145 planung der USA – eskaliert. Kaum ein Tag im Irak vergeht
ohne Selbstmordattentate; mehrere 10 000 irakische Zivilisten
sind diesem Dauerkrieg mit immer undurchsichtigeren Fron-
ten bislang zum Opfer gefallen; in den USA stehen, angesichts
über 2 500 gefallener US-Soldaten, die Zeichen auf Rückzug.
150 Nun wird ja nicht nur in den USA, der einzig übrig geblie-
benen Supermacht, mit dem „Postheroismus“ gehadert. Die
Propaganda der fehlenden Opferbereitschaft trifft in unter-
schiedlichem Ausmaß immer und überall – nicht zuletzt, weil
diese Propaganda immer auch die „Männlichkeit“ der Ange-
155 sprochenen infrage stellt. Auch die Gesellschaften Europas
sind durch den Terrorismus al-Qaidas zum ersten Mal in ihrem
„Postheroismus“ herausgefordert. Bloß bleibt die öffentliche
Debatte darüber halbherzig. Es wird über verschärfte Sicher-

heitsgesetze, die Gültigkeit von Bürgerrechten und den Ein-
satz der Bundeswehr im Inneren diskutiert, nicht aber über 160
das Politikum der Männlichkeit. Was das heißt, zeigt ein Blick
auf Afghanistan. Dort gerät die Bundeswehr, eine „posthero-
ische“, aber nach wie vor traditionell männliche Armee, zu-
nehmend in einen Konflikt, bei dem es ganz offensichtlich
um die Wahrnehmung von Maskulinität, männliche Ehre und 165
die Rolle der Frauen geht. Die Taliban schöpfen seit Monaten
das wachsende Reservoir neuer Kämpfer ab, das sich speist
aus der Frustration über den schleppenden Aufbau des Landes
und der männlichen „Demütigung“ durch Frauen, die in das
öffentliche Leben zurückkehren. Würde man Letzteres endlich 170
als politische Dynamik begreifen, wäre die Geschlechterfrage
nicht mehr darauf beschränkt, afghanische Frauen zu unter-
stützen und zu fördern. Dann könnte man im Rahmen des
nation building auch Strategien entwickeln, die neuen Rechte
von Frauen in eine solche Männerwelt zu vermitteln. Womög- 175
lich brauchte man dafür aber auch eine neue Debatte über die
Armee im Zeitalter des peace-keeping, die für diese Konflikte
sensibilisiert ist. Bloß findet sie eben nicht statt.
Was schließlich die Herausforderung des Terrorismus an eine
postheroische Gesellschaft angeht, so liegt die wirksamste Ant- 180
wort ohnehin nicht beim Militär. Die wirksamste Verteidigung,
schreibt Herfried Münkler, bestünde in der „heroischen Ge-
lassenheit“ der Bevölkerung, die auch nach einer Serie von
Anschlägen nicht in Hysterie und Panik verfällt, demonstrativ
ihrem Alltag nachgeht und ihre liberalen Prinzipien nicht auf- 185
gibt. Der Held wäre dann endgültig nicht mehr ein Krieger,
sondern der Zivilist. Und der ist in der Hälfte aller Fälle weib-
lich.

DIE ZEIT, 29.06.2006 Nr. 27. <http://www.zeit.de/2006/27/Krieger> (Zugriff
20.3.2010)